

Ich gehe aufs Ganze!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich gehe aufs Ganze!

Erlebtes aus der Kohlenmine von Chandoline von F. Wüthrich

Zu unserem Bildbericht auf Seiten 186/187

Keine Arbeit in meinem Beruf! Also los! In etwas gedrückter Stimmung ging ich zum Arbeitsamt.

„Haben Sie was für mich?“

„Leider nein.“

„Doch, da ist ja ein Anschlag. Arbeiter gesucht für die Kohlenmine in Chandoline.“

„Ja, schon, aber das ist doch nichts für Sie.“

„Warum denn?“

„Die Arbeit und der Dreck!“

„Ja, mein Herr, das ist es eben. Wenn ein Hund genügend Hunger hat, frisst er auch Gemüse; im übrigen, ich kann dort eine Arbeit leisten, die mir helfen könnte, weiterzukommen.“

„Wollen Sie gehen?“

„Ja, gerne, mein Bruder kommt auch mit, er ist Mineur.“

So hat es angefangen. Die Koffer waren bald voll mit den ältesten Sachen, die ich sonst nie mehr getragen hätte. Und dann ging's los! Am Morgen in der Frühe auf den Zug. Flott war die Fahrt. Das Gefühl, das man hat, wenn etwas Neues, Unbekanntes zu erleben ist, sass mir die ganze Reise im Nacken. In Sion angelangt, und aus dem Zug.

„Wo ist die Mine?“

„Nicht weit von hier — nur eine halbe Stunde.“

Nur eine halbe Stunde? Wu! Das kann gut werden mit meinen zwei Koffern, die hatten ihr Gewicht! Ja, mit sieben Rappen in der Tasche kann man sich keinen Dienstmann leisten, ich habe es wenigstens noch nie versucht. Selbst ist der Mann. Da habe ich sie selber getragen. Schwarze Hände gab es schon, bevor wir die Mine zu Gesicht bekamen. Das war so. Ein Lastwagen unterwegs, schwarz mit Kohlenstaub bepudert, schwarz der Chauffeur. Anhalten war das Eine, aufsteigen das Zweite und das Dritte? Ratet einmal. Nichts leichter als das! Schwarz sind wir geworden, die Hände und Kleider, alles bekam etwas ab.

So kamen wir in die Mine. Ja, die Mine und das Leben darin; ein ganzes Buch könnte man schreiben! Betrachte man nur einmal die verschiedenen Typen. Da ist einer, seine Schuhe, Löcher darin, keine Bänder, seine einzigen Schuhe, wenn man noch so sagen kann. Ein anderer, nur Ueberkleider, durch den verschlissenen Stoff sieht man die blosse Haut und das jetzt mitten im Winter. Einer, sein Steckenpferd ist Klavierspielen; ich habe ihn gehört, klassische und andere Sachen spielen, gar nicht schlecht, ist er aber betrunken, hört man ihn aus allen andern heraus

gröhlen. Nüchtern war es ganz still, doch still habe ich ihn selten gesehen. Da, ein netter, sehr amüsanter, mit ihm konnte man gut auskommen; eines Tages kam die Polizei und holte ihn, ich habe ihn nicht mehr gesehen. Diese Menschen, leben sie eigentlich wie Menschen? Von 6 bis 12, von 1 bis 6, sind sie elf Stunden in der Mine. In der Woche 6 Stunden Tageslicht. Schwarz das Gesicht, schwarz der ganze Körper, alles, was man berührt, ist schwarz! Der Kohlenstaub dringt überall hin. Ein Beispiel: Mittagessen, die Teller sind schön sauber, man schöpft die Suppe und schon bildet sich ein schwarzer Rand, Kohlenstaub! Elf Stunden Arbeit. Das Gesicht ist schwarz wie bei einem Senegalneger. Waschen! Das Waschen ist ein Problem für sich. Fegen Sie Ihre Treppe am Freitag oder Samstag, so schauen Sie einmal das Wasser an, wenn Sie fertig sind. Fürs erste Waschen wäre es noch sauber genug!

Das Leben ist hart für diese Arbeiter. Sonntags, wo wollen sie hin? Mit einmal Waschen bringt man sich nicht sauber, um sich einigermaßen rein zu bringen, braucht man zwei Stunden. Ein Teil schläft, andere jassen, wieder andere betrinken sich und das manchmal ausgiebig. Nicht so ist es mit denen, die ständig dort sind. Die haben doch ihr Heim, sie wissen, wo sie hingehören; doch die andern in den Baracken sind nicht zu beneiden. Die Betten, bis zu drei Etagen: 1 Matratze, 1 Wolldecke und das alles schwarz. Essen, schlafen und vor allem arbeiten! Ja, die Arbeit! Morgens um sechs Uhr ist Schichtenwechsel, die Karbidlampen werden gefüllt.

„Attention le wagon!“

Ein Wagen rollt vorbei, der letzte der Nachtschicht. Die kommt schon aus der Mine, müde, schwarz. Ein tiefer Atemzug an der frischen Luft, etwas, das befreit, etwas, das man wieder zu schätzen weiss, wenn man elf Stunden in diesem Loch zugebracht hat. Fragend schauen sie sich an, man kennt sich kaum, selten fällt ein Wort, manchmal ein grober Witz oder ein „Sälü“ und schon geht es in die Mine hinein. Päng; da habe ich schon den Kopf an einem Balken angeschlagen. Weiter geht es in den Berg, schon biegen einige in Seitentollen. Ich suche meinen Capo, dem ich zugeteilt bin.

„Wo gehören Sie hin?“ Und da hatte ich ihn schon, oder er mich?

„Ich bin neu da.“

„Was sind Sie?“

„Mineur“, war meine Antwort.

„Wo haben Sie schon gearbeitet?“

Rasch zählte ich ihm einige Orte auf. Ich habe dabei etwas gesponnen, kommt wahrscheinlich vom Kopfanschlagen! Etwas Kenntnis habe ich von dieser Arbeit, habe mich vor drei Jahren einmal damit herumgeschlagen.

„Kommen Sie mit mir.“

Immer weiter in den Berg hinein. Schon hörte man einige Bohrhämmer rattern. Plötzlich bogen wir rechts in einen Tunnel und schon standen wir bei einer Motorwinde. Mein Capo wechselte einige Worte mit dem Mann, der sie bediente. Ein Signal ertönte. Mit Gerassel kam ein Rollwagen aus dem Stollen links, der eine Neigung von 45 Grad hat. Er führt 75 m unter Tag, wie ich später erfuhr. Von diesem Stollen ging es auch kreuz und quer durch verschiedene Gänge. Dumpfes Brausen von da und Bohrhämmer, Abbauhämmer, Pickel, Schaufeln, Kohle, Männer, das Bergwerk ist erwacht, es ist Leben in ihm! An meinem Platze angelangt, gab mir der Capo die nötigen Anweisungen und weg war er. Spärlich beleuchtete meine Lampe die Umgebung, kaum sitzen konnte ich, schwer ging der Atem, Sauerstoffmangel! Ja, da soll man arbeiten? Ich habe angefangen, die Maschine war bald angeschlossen. Und dann ging's los, mit Schwitzen, so geschwitzt habe ich mein Lebtag noch nie. Der Schweiß ist mir in die Augen und in den Mund geflossen, salziger Schweiß, voll Kohlenstaub — puh! Ich sah meine Reportage schon als ein Luftschloss auf einem glänzenden Kohlenblock. Doch ich habe durchgehalten und meine Löcher gebohrt, geladen und angezündet. Kaum waren drei Minuten verstrichen, kamen die Explosionen. Päng, der erste Einbrecher. — Pängpäng — pung — wumm. Fünf Schüsse sind losgegangen. Gespannt habe ich sie gezählt, es kommt viel darauf an, es braucht nur einer später loszugehen und das Unglück ist da. Ja, ja, die ersten Stunden in diesem Loch vergesse ich nicht mehr so leicht. Am Mittag kam ich geschlagen hinaus, müde, so müde, dass ich kaum essen mochte, so schwarz, dass ich laut lachen musste. Man sah mir den Neuling nicht mehr an. Wie die andern schwarz von oben bis unten. Ich habe mich daran gewöhnt, ich bin einer von den Vielen geworden, die dort ihr Leben fristen. Mit der Zeit kam ich von einem Loch ins andere, jedes war anders, jedes hatte seine Gefahren. Ständig musste man auf der Hut sein. Plötzlich stürzte ein Block herunter; traf er, dann nützte auch ein „Bärnergring nüt meh“. Glück muss man haben und auch etwas Verstand, das hat einer gesagt, der schon lange in der Mine arbeitet. An einem Samstag war es, ich wollte gerade mein Zvieri essen, die „Stossbänne“ liess ich dort, wo ich arbeitete. Eine Weile schon hatte

es in den Stämmen geknackt. Kaum war ich weg, täng, war meine Stossbänne bedeckt mit grossen Steinen! Am Montag drauf mussten wir den Arbeitsplatz wechseln, das ganze Loch war eingestürzt. Die ständige Gefahr hat mir in einem gewissen Sinne gefallen. Doch

gibt es Leute dort, die es manchmal mit der Angst zu tun bekommen. Einer erzählte mir: „Wenn ich so daran denke, dass es plötzlich einstürzen könnte, meine Kehle schnürt es mir zusammen. Manchmal könnte ich davonlaufen!“ Ja, es hat etwas, man weiss nie, kommt

man wieder ganz heraus. Diese Frage stellt man sich oft.

Man kann wirklich etwas erleben in der Kohlenmine, man kann aber auch genug bekommen, genug bis über die Kehle. Ich habe genug bekommen, doch interessant ist es gewesen.

Kunstmaler Plinio Colombi — 70jährig

Wenn ein Geistesarbeiter, sei er nun Musiker, Schriftsteller, Maler oder Architekt, uns in stiller Treue und ohne von sich selber viel Wesens zu machen, jahrzehntlang Werke schenkte, die uns grosse Freude bereiten, ja, die uns in der Hatz und Unruhe, in den Mühen und Sorgen des täglichen Lebens zu Ruhepunkten werden, dann darf das 70. Geburtstagsfest als die passende Gelegenheit benützt werden, um ihm einmal den herzlichsten Dank auszusprechen und um ihm in aufrichtiger Verehrung zu sagen, dass uns sein Geisteschaffen bereichert.

Plinio Colombi, unser heutiger Jubilar, hat nie um die Gunst der Oeffentlichkeit kämpfen müssen und noch weniger darum gebettelt; nicht allein, weil dem Tessiner, der nun schon viele Jahre im Bernerland lebt, hier seine Heimat fand und bernische Art und bernisches Volkstum verehrt und liebt, ein solches um die Gunst-laufen in der Seele zuwider ist, sondern weil seine Bilder eine Empfehlung von dritter Seite gar nicht bedurften: sie sind einfach schön, gefallen immer, sie sind der Ausdruck des Wohlgefallens an der Schöpfung.

Colombi ist ein Meister in der Darstellung der Gebirgswelt; er kann, wie nicht bald ein anderer, das Wasser malen, die Stimmung unserer Seen und Landschaften wiedergeben, und das Leuchten, den Glanz und die strahlende Schönheit, Ruhe und Weihe über den Schneefirnen und Schneefeldern bringt nur er so heraus! Er, der die gültigen Stilgesetze der Malerei beherrscht und bei dem sich das technische Können mit einer ursprünglichen Ehrfurcht und grossen Liebe zur Natur (zu Bergen, Seen, Bäumen und Alpenblumen) vereint, lebt mit ganzer Seele in seinem Schaffen.

Sein Werdegang und Lebensweg ist gradlinig und sich selber treu. Nach der Mittelschule schickte er sich an, auf Wunsch seines Vaters technische Wissenschaft zu studieren; ging aber bald aus innerem Drange zur Malerei über; er studierte in Winterthur, Zürich, Paris; wir treffen ihn in Italien und Deutschland, in den Schweizer Gebirgskantonen, bis er im Bernerland seine zweite Heimat findet und nun seit bald 20 Jahren in Spiez am Thunersee lebt und arbeitet. Wie die Klassiker der Schweizer alpinen Malerei Calame, Diday, Segantini, Töpfer, Koller, ist es auch bei unserem Colombi so, dass sein gutes Schweizerbild im Ausland für die Schönheit unseres Landes wirbt. Dabei sind es nicht allein Oelbilder Colombis, welche in öffentliche und private Sammlungen wandern, sondern ebenso seine Aquarelle, die in einfacher, klarer Form und in feinen Farbentönen das Typische eines Landschaftsausschnittes festhalten, wie ihn das Auge des Künstlers schaut und erlebt.

Sicher, er ist kein Schwätzer, unser Plinio Colombi, aber ein gemütsvoller und gemüthlicher Erzähler, ein unter-

haltsamer Gesellschafter im kleinen Kreise. Wie sollte er, der so vieles gesehen und erlebt hat mit dem geübten Auge des Künstlers und der soliden Bildung des Akademikers, wie sollte dieser geistig so ungemein bewegliche Tessiner-Berner uns en passant und mit dem lachenden Munde des Weisen nicht viel zu sagen und zu geben haben?

Darum ist es immer ein besonderer Genuss mit ihm über Feld und durch den Wald zu bummeln, durch ein Dorf zu spazieren, ein Museum zu betreten, eine Kunstaussstellung zu besuchen — da und dort stillezustehen und zu vernehmen, was er, gerade er zur Architektur dieses oder jenes Hauses zu sagen hat. Bei solchem Spazieren durch unsere Bernerdörfer fällt auf, dass Herr Colombi (der übrigens nicht voreilig oder stolz ungerecht im Urteil ist) z. B. ein Haus nicht nur als solches betrachtet, sondern gleich auch seine Umgebung überschaut, die Bäume, die es flankieren, den Garten, die Nachbarschaft, den Hintergrund, von dem es gleichsam umarmt wird, und noch sieht er gleichzeitig mit dem Hause das ganze Landschaftsbild, in dem und aus dem ein Haus herauswächst.

Er hat grosse Freude an schönen Bäumen und Baumgruppen — natürlich auch an Blumen. Einen solch liebevollen, ja andächtigen Laien-Botaniker, wie Herr Colombi, gibt es wohl nicht bald; nicht nur kennt er die Blumen meistens auch mit dem lateinischen Namen und hat seine Lieblinge auf die Leinwand gezaubert, in seinem Garten in Spiez pflegt und hegt er seine Alpenblümchen in breiten Beeten; von jedem weiss er etwas zu erzählen; wo sie wachsen und wie sie blühen, und er scheut im Frühling und Herbst keine Mühe, für seine Blumenanlagen, denen er womöglich die natürlichen Lebensbedingungen schafft.

Was beim Besuch von Bilderausstellungen schaffender Künstler (also seiner Kollegen) immer angenehm berührt, ist seine wohlwollende Kritik, auch Anfängern gegenüber, deren Name noch völlig unbekannt ist, die aber Begabung und Fleiss aufweisen. Neidlos das Können manches Zeitgenossen bewundernd, hält er aber nicht hinter dem Berg mit seiner Verurteilung solcher Bilder, die den Grundgesetzen der Malerei Hohn sprechen, die weder dem Auge noch dem Herzen etwas zu geben haben. Ihm, dem sorgfältigen und fleissigen Arbeiter, ist die erstaunliche Flüchtigkeit und Schludrigkeit vieler Maler ein Greuel, aber auch die Anmassung angehender Kunstmaler, die, ohne noch etwas ernstlich und solid gelernt zu haben, schon etwas sein wollen! Am wenigsten aber hält er auf den Malern, die schablonenhaft die verschiedenen Stilrichtungen nachahmen, ohne innere Ueberzeugung und Kongenialität, und die ihre Malweise fast noch häufiger wechseln als die Hühner ihr Gefieder. Dass dieser ehrliche und gradlinige Maler und Könnler, an dem, was er erkämpft und als gut erkannt hat, treu bleibt, freut uns.

Colombi kann für gute alte und moderne Meister schwärmen und sich begeistern. Wie leuchten seine Augen und wie beglückt steht er vor einem Holbein, einem Bruegel, einem Buchser; wie kann er auf die Schönheiten eines guten Gemäldes aufmerksam machen. Gerade dieses Mitgehen und Mitteilen von Plinio Colombi sagt, dass dieser Meister uns noch manches gute und schöne Bild malen wird. A.

Wer den Rappen nicht ehrt, ist den Franken nicht wert

Eine sparsamere Methode, die Zähne zu reinigen, als mit Ultradent, gibt es nicht, wenn die Zähne zugleich geschont sein sollen. Die Monatsflasche kostet 60 Cts. Je grösser die Familie, desto grösser wirkt sich die Ersparnis aus, und dabei erhalten Sie sich Ihre Zähne ein Leben lang gesund. Monatspackung 60 Cts. Originalpackung Fr. 1.75, in allen Fachgeschäften.